

Deutsches Schicksal im Sudetenland.

Auf blutigen Spuren von Versailles.

Die Bundeszeitung der Nationalen Einheitsfront „Das Deutsche Vaterland“, die allezeit in besonderem Maße für unser deutsches Recht eintritt, findet in dem nachfolgenden Artikel beachtenswerte Worte über das Schicksal unserer Brüder jenseits der Grenze in Deutsch-Böhmen. Es heißt da in Heft 2/3: „Zum zehnten Male kehrte in diesem Jahr der schwarze Tag von Versailles wieder, an dem unter schamloser Vergewaltigung des Rechts Millionen deutscher Brüder untergeordneten Völkern zur Ausbeutung überliefert worden sind. Sie, die in jahrhundertelanger, ja tausendjähriger Arbeit die Ostmark, die Sudeten- und Alpenländer aus dem Urzustand in einen Zustand hoher Kultur umgewandelt haben, sind durch einen Federstrich rechtlos gemacht auf ihrem ureigensten Grund und Boden. Die Behandlung, die diese deutschen „Minderheiten“, die in den entrissenen Ländern das eigentliche Kultur-element darstellen, von den neuen Machthabern erdulden müssen, schreit zum Himmel. Der Schandvertrag von Versailles trieft von dem Blut von Tausenden und Abertaufenden, die um ihres Deutschtums willen gemordet wurden oder vor Elend verkommen sind. Die wenigen Rechte, die den „Minderheiten“ in Versailles verbrieft worden sind, wurden von den Räubern deutschen Bodens hohnlachend mit Füßen getreten, ohne daß der Völkerbund, der doch angeblich dem Schutz der Schwachen dienen soll, sich rührt. Die nachfolgende Schilderung bildet nur einen kleinen Auschnitt aus dem Leidensgang, der dem Deutschtum gleichmäßig von den Tschechen, Polen, Italienern usw. bereitet wird. Wann endlich wird das Deutschtum im Mutterland erwachen, sich zusammentun zu einer Einheitsfront und sich starkmachen zum Schutze der vergewaltigten deutschen Brüder? Es war im Oktober des vergangenen Jahres. Die tschechisch-slowakische Republik schickte sich an, ihr zehnjähriges Bestehen zu feiern. Wir waren auch da, doch nicht um den Tschechen

mitzufeiern zu helfen, auch nicht aus Neugierde, obwohl es viel zu sehen gab, obwohl die Freude in den mit Girlanden und Fahnen über und über geschmückten Straßen hohe Wellen schlug, obwohl Militär und Sokols unter schmetternder Musik und von der jauchzenden Menge umbrandet, Umzüge veran-

stalteten, und das nächtliche Prag im Lichte ungezählter Scheinwerfer und Kerzen erstrahlte. Wir waren ja Deutsche, und wir hatten 3½ Millionen Brüder in diesem neuen Staate. Und wenn es denen auch gut gegangen wäre, wenn ihnen nicht 4000 deutsche Schulklassen gesperrt worden wären, wenn man ihnen nicht über 350 000 ha Boden „ent-eignet“ hätte, wenn man nicht 60 000 sudetendeutsche Staatsbeamte und Angestellte um ihres Deutschtums willen entlassen hätte, wenn man nicht dauernd versuchte, geschlossenes deutsches Sprachgebiet zu zerstören. . . selbst dann könnten wir uns nicht mitfreuen mit dem tschechischen Volke. Denn es gibt in diesem neuen Lande alte deutsche Städte mit 54 deutschen Märtyrergäbern. Und darin ruhen Kinderchen und Hochbetagte, junge



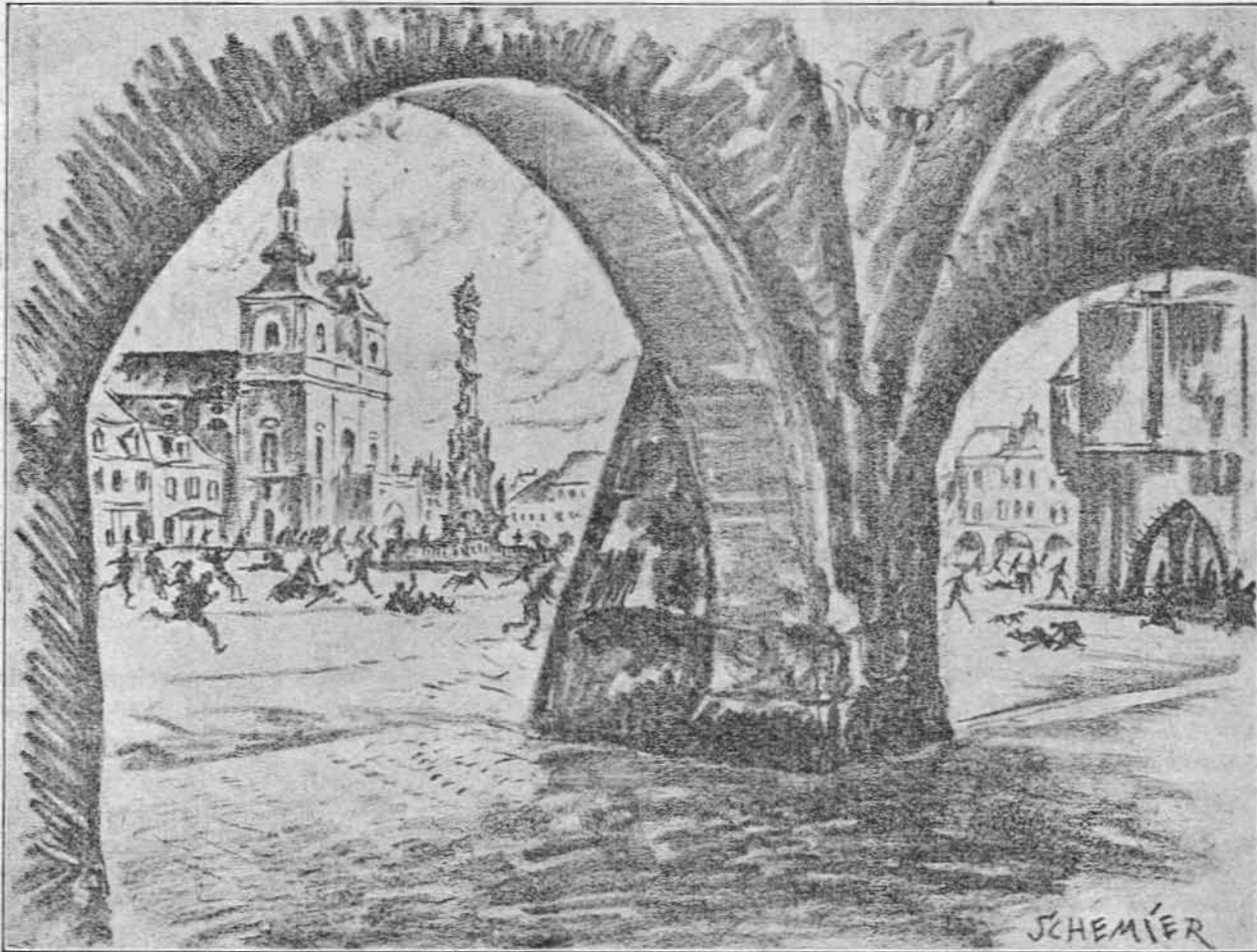
Das Ehrengrab der deutschen Märzgefallenen von 1919 in Sternberg in Mähren.

Mädchen oder Frauen mit dem Kindchen unter dem Herzen, junge Burschen und Männer. Die übten am 4. März 1919 ruhig und ordentlich, ohne Aufruhr, Lärm oder Gewalttat ihr Selbstbestimmungsrecht aus, die taten öffentlich kund, daß sie zu Deutschland gehören wollten. Da knallt es plötzlich aus tschechischen Militärgewehren — Maschinengewehre knattern hinein in die ahnungslose, entsetzte Bevölkerung. Kein Verbot vorher — keine Warnung. Kaltblütiger Mord! Schreiend flüchten sie — schleppen sich die Verwundeten aus dem Bereich der Mordwaffen, aber 54 deutsche Menschen liegen tot in ihrem Blute. In Raaden a. d. Eg. 25 — darunter 13 Frauen! In Sternberg 16, fast nur Arbeiter. In Karlsbad 6. In Mies, Eger und Arnau je 2. In Ruffig a. Elbe ein Fleischermeister, sechzigjährig. Die später ihren schweren Wun-

den erlagen, sind nicht mitgezählt. Und meint ihr, die tschechische Regierung hätte diese Schmach getilgt? Bis heute nicht! Eine staatliche Kommission stellte eine Summe auf, die unbedingt an die Witwen und Waisen und Schwerverwundeten in Raaden zu zahlen sei. Meint ihr, sie wäre gezahlt worden? Mit nichten! So ging uns die Zehnjahrfeier des tschechischen Staates nichts an, wir zogen still durch jene sieben Städte, standen auf den Marktplätzen, die das unschuldige deutsche Blut getrunken hatten, standen auf den Friedhöfen an den traurigen, anklagenden Gräbern und Denkmälern, deren schönstes die Opfer von Sternberg ehrt. Warum konnte so etwas überhaupt geschehen? Weil den Tschechen auf Grund

bäumen eingefasste alte Steige bergab — dazwischen Gedenksteine und Kreuze. Je weiter wir gehen, desto mehr erstaunen wir über die Pracht, den vornehmen Pomp der Begräbnisstätten. Noch jetzt verschwenderische Blumenfülle. Herrliche Skulpturen — Marmorwand an Marmorwand. Ein bißchen höher hinauf dann der Heldenfriedhof. Scharf abgesteckte, kleine Grashügel mit Buchsbaum und Lebensbaum bepflanzt und an Stelle der jämmerlichen, schnell rostenden Blechtafeln, die allein von der tschechischen Regierung bewilligt wurden, schöne, hellbraune Holzkreuze, die Namen und Schicksal der Helden künden.

Und endlich das Grab der Märzgefallenen, um dessentwillen wir nach Karlsbad gekommen sind. Hier oben am Berge ruhen



Der Marktplatz von Raaden im Egerland war der Schauplatz blutiger Ereignisse am 4. März 1919, bei denen 25 friedliche deutsche Bürger von tschechischer Soldateska erschossen wurden.

einer Fälschung, und zwar des berühmten Memoire III rein deutscher Boden in ihren Staat überantwortet wurde, dessen 3¼ Millionen Bewohner seither nie aufgehört haben, vor der Weltöffentlichkeit ihr Selbstbestimmungsrecht zu fordern.

* * *

Ein melancholischer Mond scheint über Karlsbad, als wir langsam den „Kniebrecher“ hinaufsteigen, um oben die breite und lange Straße zu verfolgen, deren Ziel der Friedhof ist. Feuchtes, sterbendes Laub haucht seine schweren Düste empor, auf den Wegen liegt fahler Glanz. So still ist es hier oben, so weit. — Hoch hinauf, weit fort von den Kindern der Welt haben sich die Toten tragen lassen.

Aus Dunst und Halbdunkel zu Seiten des Friedhofstores löst sich die Gestalt des Verwalters, der uns seinen Friedhof aufschließt. Feierlicher Kastaniengang, von schlanken Ästen überwölbt, durch den Jahr um Jahr die Särge schwanken mit den Liebeslasten, dessen dunkle Erde ungezählte Tränen saugte — nimmt uns auf. Rechts seitlich steigt über einem Park von Lebensbäumen und Blautannen der Berg in den verhüllenden Nebel hinein; links der alte Teil des Friedhofs mit den im Rasen verfunkenen Hügeln; von Pappeln und Lebens-

sie, zu Häupten ein herrliches Denkmal aus Granit. Der furchtbare Schmerz, die Ohnmacht, mordgierigen Feinden hilflos ausgeliefert zu sein, kommt in der zusammengebrochenen Jünglingsgestalt mit dem vor Graus um den Kopf gekrampften Arm erschütternd zum Ausdruck. „In ehrendem Gedenken den Opfern der großen Volksbewegung!“ steht auf dem Stein. Die Angehörigen eines erschossenen Arbeiters entzündeten Abend für Abend das Licht in der am Denkmal befindlichen Laterne — auch heute leuchtet es mit mildem Schein über Blumen und Kränze. Treue! — Die Stadt Karlsbad sorgt für das Grab. Der kühle Abendwind streicht den Weg herab und schüttelt leicht die letzten Blätter von den Bäumen. Der Mond tritt jetzt hervor. Alle Gräber trifft sein gütiges Licht, ob es nun die Fürsten sind unter den Toten oder jene flachen alten Grashügel — oder die jungen Männer auf dem Heldenfriedhof — oder jenes furchtbar anklagende Grab der Gemordeten.

Von Karlsbad nach Raaden fährt die Bahn im Egertal entlang. Die breite Eger krümmt sich um die Berge und schroffen Basaltfelsen. Wundervolle Kulissen bauen sich über ihr auf. Von den nahen Bergen leuchten die Farben des Herbstes, die fernerer dämpft der Nebel, daß nur hie und da ein glostendes Feuer aufglüht.

(Schluß folgt.)

Nooch'n Feierabend



Ein bißel was übern Wehfraaboh-Christiane!

Von Erna Siegel, Annaberg.

Dr Wehfraaboh-Christiane (nooch'n Kirchbuch hieß 'r Ulbrich-Christiane), dann Name hoot dr Christiane von seiner Mutter, dr Ulbrich-Minna, die ah feis paar Gahrle Wehfrau (Hebamme) im Dorf war, stand wieder amohl, wie su oft übern Tog, unner dr Lodentir. Vun Beruf war dr Christiane Schuster. De meisten Leit in Dorf besuchten oder ihre Schuh salber; un dunn dann paar Grußen epper, die ihre Schuh hiebrachten, kunnt 'r ka Fett abschöpfen. Se brachten nár de alten Patschen zum Flücken hie, un de annern Schuh ließen se in Annaberg in dr modernen Schnellschuherei besuchn; denn dr Christiane, dar in all'n nár für's Massive war, machet ze dicke Klupper off de Schuh. Re Christiane sei Fraa, de Hänel-Cordel-Minna (Concordia Hänel, hieß dr Minna ihre Mutter), hoot sich, weil mit ihrn Maa jennere Schusterei nett viel lus war, ä Griezegladel eigericht. Do dos Geschäftel su schie ging, hoot dr Christiane vorig'n Gahr fugar ä Lodentir neibaue lassn. Meest ging nu dr Christiane vir ins Ladel, wenn's himmeln tat, do de Minna, die nabnbei noch schwarze Arbet machet, immer nett viel Zeit hoot.

De gráfte Frád hoot nu dr Christiane, wenn Weibsen in sei Ladel komme, un dodrvu sei ne de gunge Maad wieder am liebsten. Ich will oder drwaang ne Christiane nett schlacht machn, denn wos nett is, ka mr nett sogn. Jedensfalls war 'r mit seine 50 Gahr noch a ganz ahfahlichs Mannsen. Gruf un stark war 'r, uhne Bierbauch, schiene rute Baden, noch kuhlschwarzes Haar, un fugar ä setts neimodisches Bärstel von änn Schnauzer hot 'r. Also alles in allen war dr Christiane ä schiener Kär!; nár ä wing grob, wenn 'r gereizt wur, funst hoot 'r ä Pumpenruh, un is ä Seel vun änn Mensch. Mr braucht sich nun nett ze wunnern, doß de Weibsen su garn zen Christiane ins Ladel ginge. Bei dann hatt'n se ab'n immer, un wenn se nár viern Fimfer Piterfil kaasten, ähne Bärstelfund, ja manche alte Patschgusch ah ähne halbe Stund Luderei immeft; wenn ah inzwischen drham dr Buttermilchgögn ahbrennet.

Re Christiane sei Minna saht schie immer: „Mei Alter is äh ganz gut's Luder, 'r söllt nár dann änn Fähler nett hobn, doß 'r ne gunge Maaden su gut is!“ Weil oder dr Christiane bluf gern ewing uschuld'ge Luderei mit dann Weibsenzeig machet, läßt ne sei Minna ab'n gieh, nár wenn se emol racht geloden is, wattert se ewing.

Doß sich nu dr Christiane ah oft ins Ladel vier machet, wenn's garnet geklingelt hot, nár dos 'r sich aus Sperrguschigkát ä bißel unner dr Lodentir stelln kunnt, bracht de Minna, wenn se's market, immer tichtig in dr Woll. Heit nochmittig hot se schie wieder ä feis paarmol vir in Lodn nooch'n Christiane geruft, dar goob oder käh Antwort. Nu stiegt se ober vun ihrer Arbet auf un perzt wie olbern nooch'n Lodn vir, oder ka Mensch is im Ladel, nár de Tir stiegt bis rim. Wie se nu unner dr offne Tir tritt, sieht se gegnüber bänn Fiedler-Fläascher ihrn Alt stiehe, dar mit ä paar gunge Maad olbert. Re Fiedler-Fläascher sei Dienstaad, de Lene, stiegt uff dr Rätter un pugt is Lodensanster, de Weißbach-Bäcken-Hanne stiegt mit'n volln Brodelkorb drnab'n un paßt auf. Gerod wie de Minna nibergucket, haat de Lene ne Christiane, dar se immer nett in Ruh ließ, mit enn nassn Laader äns drüber, doß'n 's Drackwasser himme un drimme runnerlooff. Dos hot oder de Minna gefraat, un schnell bläket se niber: „Harrschte, Lenel,

dos haste sei racht gemacht, esu söll's nár dann altn Krautern immer gieh, wenn se de gunge Maad nett in Ruh lass'n!“

Dr Christiane ober nahm seelruhig sei rut's Schnupptichel raus, un machet sich erst trocken, eher zor Minna nieber ging. Er war noch nett richtig ra, zug se ah schie lus: „Nä, es is oder ä Spuk, schamste dich dā nett, esu ä alter Dingerich, un olbert nár immer mit de gunge Maad rim. Doderbei läßt de ah noch de Lodentir sperrangelweit auf, domit se uns noch unnere paar Pfennig aus'n Kasten mausen könne. Bild dr bluf nett ei, doß ich dich morgn allä nooch Draasend zen Pot-Better fänn Be-gräbnis fahr'n loss!“

„Inu Alte, war nár wieder, mußte de allemohl gelei esu giftig sei, de gunge Maad sei nu ähmohl mei schwache Seit', überhaupt, die zwaa Luderchmaad do driebn, dos sei oder ah äh paar Staatsmaad!“

War nu bänn Christiane unner de Staatsmäad gerachnet sei wollt, dar mußte vor alln racht achte die sei. 's ging ne do ab'n wie mit sänne Schuh, 'r war nu amohl nár vir's Massive. Dosdrwahng war 'r ah ká Freind von dr schlanken Linie, vollschlank, na dos ließ 'r noch miet durchgieh. De Fläascher-Lene is nu su äh richtiger dicke Klup, un ä paar rute Knallbaackn hot se, se is ab'n su ganz ne Christiane sei Geschmaak. Von dr Bäcken-Hanne ka mr eher sog'n, doß se vollschlank is; dos haakt, drwahng is se ah ganz schie rund, oder esu dick wie de Lene is se nett.

Weil nun de Minna immer wätter spuket, wie su äh Rohrspärrlich, machet sich dr Christiane hie zu ihr un saht: „Wäste, Minna, ich dent mr nár, du bist uff die zwäa Maad do drieb'n äwing eifersichtig. Oder gelab mr schie sei, wenn ich früher nett esu drhinner gewasen wär, dich hätt'n de Kärln ah nett in Ruh gelassen, denn du warst doch de schönste Maad im Dorf!“ Un wärrlich dr Christiane hot sich nett vrrachent, se hielt nu mit Wattern auf, noochdam se oder erst noch zune saht: „Ach gieh nár, alte Mahrgusch, ich ho mehr ze tue, als dei olbersch Gelatsch abzehör'n“, plaket de Tir nah un naus war se wie Raach! Dr Christiane wußt nu ganz genau, doß se de Tir nett aus Wut su nageplakt hot, wenn se ah esu fuchtig tat, se hot sich doch von vorwahng dr schönsten Maad damisch gefraat.

Weil nu dr Christiane su äh vrliebt's Luder war, konnt mr sch dr Minna nett vrdenken, wenn'n nett allah nooch Draasend lossn wollt. Do ober dr Schneider-Gotthilf, wos ab'n ne Christiane sei Pot-Better in Draasend war, nett Sunnigs, sondern am Montig begrobn wur, un se doswahng is Ladel nett zumachen konnten, muß'n halt immer allah fahr'n loss'n. Re Montig früh, imme Fimfe, machet sich dr Christiane, änn huchn Kasten in dr Hand, wu sei Angströhr unnergebracht war, nei nooch Annaberg; denn im Sechse ging dr Zug nooch Draasend, 'r sohng heit ganz schneidig aus, wenn ah sei Hochzigfrackel ewing spannet, orndlich feierlich sohng 'r aus, ball wie dr Herr Pfarrer. Sei Minna gob ne noch äh Bäckel gute Rottschlag miet uff dr Räf. Unner annern saht se ah zu ihrn Alten: „Harrschte, fahr sei gelei noch'n Leich'nassen wieder ehäm, un bräng käne Latt miet. Un loß dich ja nett mit de Grufstadtmaad ei, die sei sei durchtriebn; do ka mr doch garnet genung lasen, erst tue se schie mit eich Mannsen un dann bemausen se eich!“ Inu du grufmächtigs Ugelid, ize plaket oder dr Christiane lus: „Ize biste oder ruhig mit dann ähfälligen Gelatsch, du tuft doch gerod, als wenn ich noch äh griener Gung von fuchzeh' Gahr wär. Ich sog dir bluf dos äne, wenn ich amohl in Draasend bie, guck ize mir ah de Görln ah (dr Christiane saht immer anstatt Girls „Görln“), wu dr Raasende driem aus dr Wäschfabrik esu drvu schwärmt.“ 'r ließ de Minna garnett erst wieder ze Wort komme, gob 'r gelei de Hand: „Na, lab nár wuhl, un vrsorg alles schie, un morgn uff äh gesunds Wiederseh!“ un imm de Hauseck nimm war 'r.

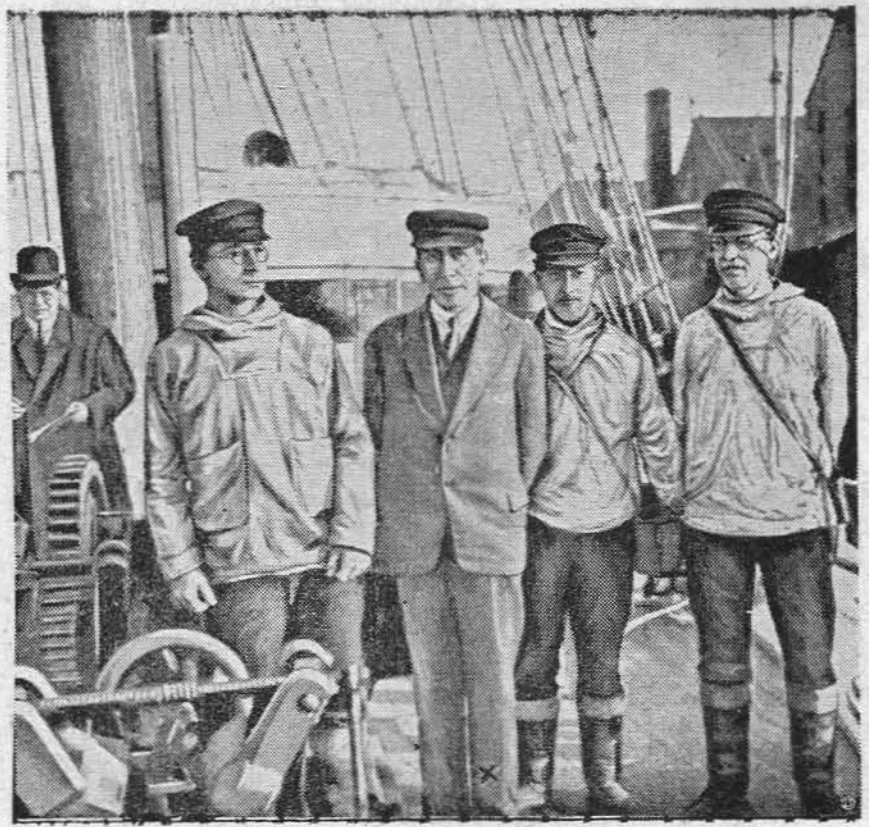
(Schluß folgt.)





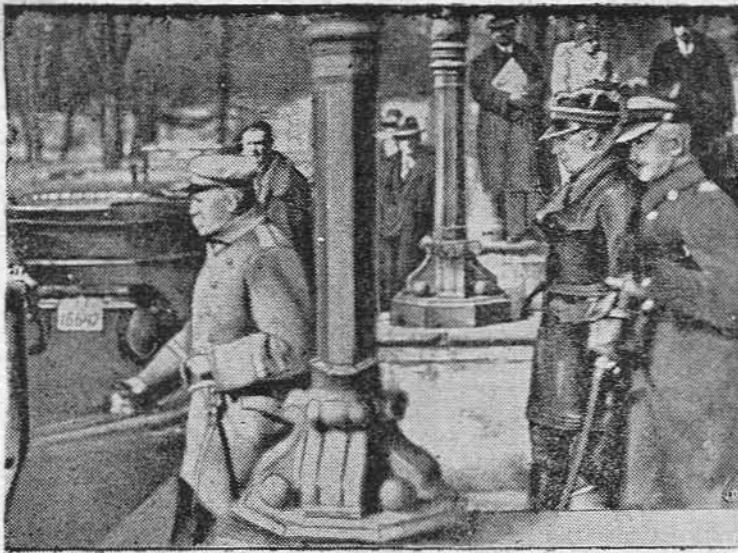
Das Junkers-Riesenflugzeug in der Luft.

Der erste Probeflug des neuen Junkers-Riesenflugzeuges „G 38“ hat einen glänzenden Verlauf genommen. Die deutsche Luftfahrt hat somit einen neuen Triumph gefeiert, der sich Dr. Dorniers kühner Tat und den erfolgreichen Fahrten des „Graf Zeppelin“ würdig anreicht.



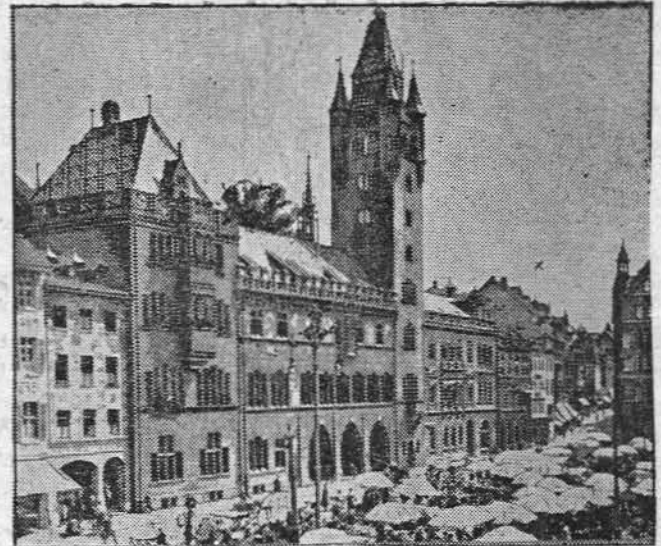
Heimkehr unserer Grönlandfahrer.

Die unter Leitung von Prof. Dr. C. Wegener stehende deutsche Grönlandexpedition ist an Bord des dänischen Grönlanddampfers „Gertrud Rask“ nach Kopenhagen zurückgekehrt, von wo aus sie nach Berlin weiterreiste. Die Expedition hat reiches wissenschaftliches Material gesammelt. Unser Bild zeigt Prof. Wegener (X) inmitten der Teilnehmer.



Der Zwischenfall im polnischen Sejm.

In der europäischen Öffentlichkeit erregte ein Zwischenfall im Warschauer Sejm Aufsehen, wo vor Eröffnung der Herbsttagung etwa 100 Offiziere in das Gebäude eindringen, so daß sich der Sejmarschall veranlaßt sah, die Sitzung zu vertagen. Obwohl über die Hintergründe dieses Vorkommnisses nichts bekannt wurde, wirft es doch ein bezeichnendes Licht auf die augenblicklich in Polen herrschenden politischen Verhältnisse. Unser erstes, jetzt vorliegendes Originalbild zeigt Marschall Pilsudski, wie er an der Spitze seiner Offiziere das Sejmgebäude wieder verläßt.



Der Sitz der Internationalen Bank.

Nach wochenlangem Hin und Her hat man sich nunmehr endgültig auf Basel als Sitz der internationalen Zahlstelle, der im Youngplan vorgesehenen Weltbank, geeinigt. Die Wahl Basels ist vor allen Dingen auf den Wunsch der Engländer und Amerikaner zurückzuführen, nachdem sich gegen das ursprünglich vorgesehene Brüssel große Widerstände bemerkbar gemacht hatten. Außerdem ist Basel gewählt worden, um den goldenen Mittelweg zwischen Lausanne und Zürich zu gehen. Für Deutschland ist der Ausfall der Wahl insofern ein Erfolg, als Dr. Schacht sich gleich von vornherein für einen neutralen Ort und gegen Brüssel erklärt hatte. Unser Bild zeigt das Rathaus von Basel, mit dem der B. I. Z. zur Verfügung gestellten Gebäuden im Hintergrunde.



Illustrierte Wochenbeilage der „Obererzgebirgischen Zeitung“

Nr. 47. — Sonntag, den 17. November 1929.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 3242 und 3243.

Bilder aus aller Welt



Das Eisenbahnunglück in Dessau.

Wie schon berichtet, entgleisten bei Dessau von einem Personenzug der Linie Magdeburg—Leipzig die Lokomotive und neun Wagen. Einige Tote und mehrere Verletzte wurden unter den Trümmern des verunglückten elektrischen Zuges begraben. Die elektrische Lokomotive, sowie die entgleisten Wagen wurden teilweise zertrümmert. Zu den Aufräumarbeiten wurde Reichswehr hinzugezogen. Unser Bild zeigt die Trümmerstätte.



Der verunglückte Kunstflieger Prinz Schaumburg-Lippe.



Unter den Insassen des verunglückten Flugzeuges „D 903“ befand sich auch Prinz Eugen von Schaumburg-Lippe, der als Reserveführer der viertköpfigen Besatzung angehörte. Prinz Eugen ist nur dadurch dem Flammentode entgangen, daß es ihm gelang, ein Fenster des Flugzeuges zu öffnen und sich aus dem brennenden Trümmerhaufen herauszuarbeiten. Mit schweren Brandverletzungen schleppte er sich zu einem in der Nähe befindlichen Hause und fragte nach einem Telephon, um sich mit dem Flughafen in Verbindung zu setzen, brach jedoch kurz darauf zusammen. Man hoffte den Prinzen, der sich als Kunstflieger bereits erfolgreich versucht hatte und zur Deutschen Luft Hansa übergegangen war, am Leben zu erhalten, aber seine Verletzungen waren so ernster Natur, daß er, wie unlängst berichtet, verstorben ist.

Die feistliche Begrüßung unserer zurückgekehrten Japanfahrer in Berlin.

Nebstehendes Bild gibt die feistliche Begrüßung der zurückgekehrten Japanfahrer in Berlin wieder. Am Mikrophon Dr. Diem.

Die Achatschleiferei im oberen Nahegebiet

Von Alfred Loh, Heidelberg

Die gütige Natur hat das Gebiet der oberen Nahe, in dem die beiden gewerbetätigen, heute zusammen 18 500 Einwohner zählenden Städte Oberstein und Idar liegen, mit einem eigenartigen Geschenk begabt. Das die Grundlage zu einem bemerkenswerten Gewerbe bilden sollte, durch das die Namen der beiden Städte weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt geworden sind.

Zwischen den rotliegenden Schichten, die am Südrande des rheinischen Schiefergebirges zur Ablagerung gekommen sind, finden sich gleichalterige Massen von Eruptivgesteinen, die als Melaphyr und Porphyrit bezeichnet werden. Als sie in glutflüssigem Zustande aus den Tiefen der Erde drangen, waren sie mit Gasblasen durchsetzt, die beim Erkalten in dem Gestein eingeschlossen blieben. In die so entstandenen Hohlräume drang später Wasser ein, das Kieselsäure und andere mineralbildende Substanzen gelöst mit sich führte und sie in den Hohlräumen absetzte. In konzentrischen Schalen von verschiedener Dichte erfolgte der Niederschlag der Kieselsäure, und dadurch wurde im Verein mit färbenden Beimengungen jene Bänderung bedingt, die das Charakteristische des Achats ist und ihn zu kunstgewerblichen Arbeiten in so hervorragendem Maße geeignet macht. Neben dem Achat bildeten sich jedoch auch noch andere Mineralien. Man findet den gewöhnlichen Quarzkristall neben dem selteneren Kreuzstein, und es würde zu weit führen, hier alle die noch anzutreffenden Mineralien aufzuzählen, die das Entzücken des Mineralogen bilden und ihn die Steinbrüche des oberen Nahetales so gerne aufsuchen lassen.

Der Hauptfund- und Gewinnungspunkt und auch wohl der Ausgangspunkt für die Entwicklung unserer eigenartigen Industrie war der Golaen- oder Steinkaulenberg bei Auenrodt unweit Idar, wo sich die Achatgewinnung urkundlich bis in das Jahr 1454 zurück verfolgen läßt. Hier wurde der wertvolle Stein im Stollenbau gewonnen und dann zur Weiterverarbeitung an die Schleifer abgesetzt, die lange Zeit hindurch ihre Arbeitsstätten, die sogenannten Schleifen, lediglich an dem Idarbache bei Oberstein, Idar bis hinauf nach Tiefenstein hatten. Alle die genannten Orte gehörten zu der damaligen Reichsherrschaft Oberstein, deren Inhaber mit Erfolg darauf bedacht waren, daß die Kunst des Achatschleifens ihrem kleinen Ländchen als Monopol gewahrt blieb.

Bis in den Beginn unseres Jahrhunderts hinein vollzog sich die Verarbeitung der Achate ausnahmslos in den mit Wasserkraft betriebenen Schleifen, nachdem Versuche, die Dampfkraft zum Antrieb der Schleifsteine zu benutzen, nicht den erhofften Erfolg gehabt hatten. Erst der Elektrizität war es vorbehalten, den Wasserschleifen ernstlichen Wettbewerb zu machen, und den überall in den Schleiferdörfern entstandenen elektrischen Hauschleifen ist es zuzuschreiben, daß allein im Idarbachgebiet in den 20 Jahren von 1905 bis 1925 die Zahl der Wasserschleifen von 69 auf 32 zurückgegangen ist.

Die Wasserschleifen sind kleine einstöckige Gebäude, deren Innerem durch große Fenster das für die feine Arbeit erforderliche Licht zugeführt wird. Das etwa 3,50 Meter im Durchmesser haltende, unterschlächtige Wasserrad setzt mittelst Zahnrad- oder auch zuweilen Riemenübertragung meist vier auf einem mächtigen Weßbaum aufgekittete Schleifsteine aus rotem Sandstein in Bewegung. Ein solcher Schleifstein hat einen Durchmesser von 1,60 bis 1,70 Meter bei einer Breite von 35 bis 40 Zentimeter, sodaß sein Gewicht etwa 35 Zentner beträgt. Die Schleifbahn selbst ist im Schnitt nicht gradlinig wie der gewöhnliche Messerschleifstein, sondern winkelförmig, wodurch erreicht wird, daß an jedem Steine gleichzeitig zwei Schleifer arbeiten

können. Beim Schleifen liegen die Arbeiter auf sogenannten Schleifstühlen und können so das zu schleifende Stück, das, wenn es nur klein ist, auf einem Holzstab aufgekittet ist, besser als bei sitzender Arbeitsweise gegen die Schleifbahn drücken, auf die, um Beschädigungen des Schleifstücks zu vermeiden, ständig Wasser niederrieselt.

Da man die liegende Arbeitsweise zum mindesten teilweise für die schweren gesundheitlichen Schädigungen verantwortlich machte, die oft die Schleifer in den besten Mannesjahren dahintrasteten, versuchte man, das Schleifen im Sitzen einzuführen. Doch hat man damit in den Wasserschleifen verhältnismäßig wenig Erfolg gehabt, während man in den modernen elektrischen Hauschleifen die Leute schon sehr oft ihre Arbeit sitzend ausführen sieht.

Hat der Stein auf dem Schleifstein seine endgültige Form erhalten, so ist er immer noch wegen seiner Oberfläche matt und unansehnlich. Der erforderliche Glanz, der die Farbenschönheit erst voll zur Wirkung bringt, wird ihm durch das Polieren erteilt, das unter Verwendung einer Art Trippel auf einer hölzernen Polierwelle erfolgt. Diese höchst einfache Poliervorrichtung steht ebenfalls in der Schleife, wo wir als dritte Arbeitsmaschine auch noch die Steinsäge sehen können, die aus nichts anderem als einer runden Stahlblechschleibe besteht. Der gerauhte Rand derselben wird mit Diamant- oder Karborundpulver befrachten, das etwas mit Öl angefeuchtet ist, und damit kann man nun die Rohsteine so zerlegen, daß der Materialverlust gegenüber dem in früheren Zeiten üblich gewesenen Zuschlagen der Rohsteine mit Hammer und Meißel ziemlich belanglos ist.

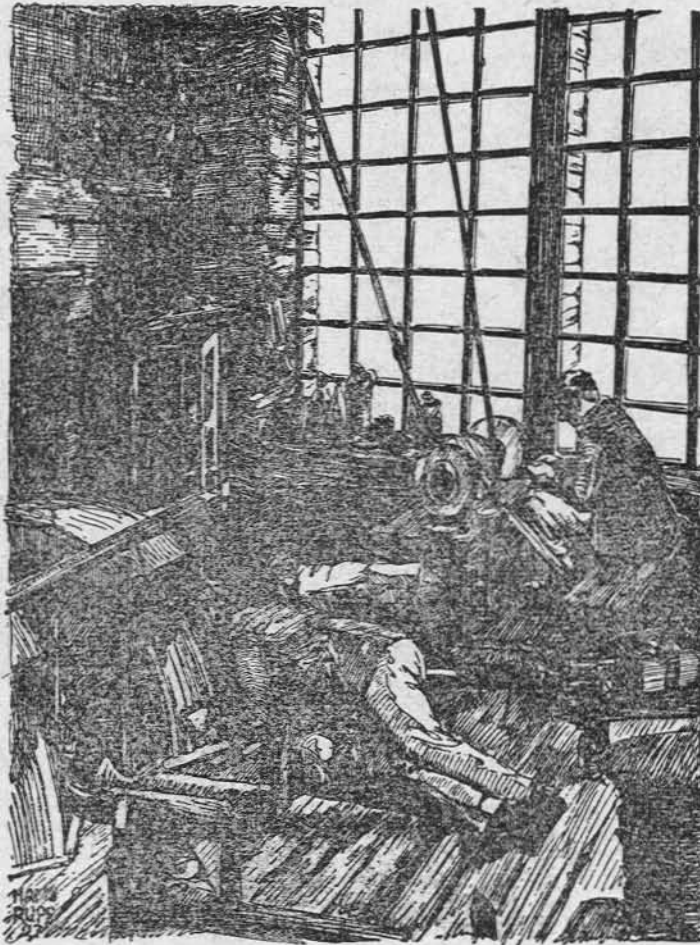
Aber auch damit ist die Kunst des Achatschleifers noch keineswegs erschöpft. Er versteht es, den Achat künstlich zu färben, und in seiner geübten Hand wird aus einem nichtsagenden Rohstein ein wunderbar schwarzer, grüner, roter oder blau gefärbter Stein, wie ihn die Natur gar nicht bietet. Diese Kunst mag etwa hundert Jahre alt sein und sie hat nicht wenig zum Aufblühen des Gewerbes beigetragen, da sie es erlaubt, in Bezug auf die Farben jeder herrschenden Mode Rechnung zu tragen.

Manche Schleiferei-Erzeugnisse, wie die zu Halsketten bestimmten kleinen Kugeln, die sog. Grelles, und Messer- oder Brieföffner-

griffe und ähnliche, müssen noch gehobelt werden. Für diese Verfertigung hat sich nun das besondere Gewerbe der Bohrer ausgebildet. Ihr Handwerkszeug besteht aus einer senkrecht geführten Spindel, die an ihrer Spitze einen Diamantsplitter trägt und durch eine Art Fiedelbogen in drehende Bewegung versetzt wird.

Wie ein schönes Bild durch einen schönen Rahmen nur gewinnen kann, so verlangt ein Schmuckstein, um zur größtmöglichen Wirkung zu kommen, eine kunstgerechte Fassung. Es ist daher nicht zu verwundern, daß sich der Schleiferei seit Beginn des 18. Jahrhunderts das Goldschmiedegewerbe angeschlossen hat, aus dem sich wieder um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Obersteiner Uhrkettenindustrie entwickelte, die vorzugsweise unedle Metalle verarbeitet und ihre Erzeugnisse jährlich zu Tausenden und Abertausenden nach aller Herren Länder ausführt.

Die Achatlager des Steinkaulenbergs konnten auf die Dauer dem Rohstoffbedürfnis der immer mehr an Umfang gewinnenden Industrie nicht genügen. Schon im 18. Jahrhundert mußte man einen großen Teil der zur Verarbeitung gelangenden Steine aus den zwar nicht weit entfernten, aber in fremdem Herrschaftsbereich liegenden Gruben von Oberkirchen und Baumholder beziehen. Der Herzog von Zweibrücken, dem ein Teil dieser Gruben gehörte, hätte zu gerne die Schleiferei auch in seinem Gebiet ansässig gemacht und ver-



Achatschleifer im Nahegebiet (Idar)

Hans Rupp

suchte daher mit allen möglichen Maßnahmen, die Zufuhr von Rohsteinen nach Oberstein zu unterbinden. Aber auch diese Anfechtungen überwand die Industrie siegreich, ebenso wie die schwere Zeit der französischen Revolution und der Freiheitskriege. Und als dann die wirtschaftliche Notlage einige Bewohner des Schleifereibezirks zur Auswanderung nach Südbrasilien veranlaßte, fanden diese dort durch Zufall Achatlager auf, die bis zur Jetztzeit die Versorgung des Oberstein-Idarar Industriebezirks übernahmen. Auch andere Steinarten fanden dann ihren Weg an die obere Nahe. Zum Teil ließen diese sich nicht mehr auf den althergebrachten Sandsteinschleifsteinen verarbeiten, sondern verlangten eine andere Technik. So bildete sich denn der Zweig der sog. Lapidairie-Schleiferei aus, die auf kleinen, wagerecht laufenden Metallscheiben unter Zuhilfenahme von geeigneten Schleifmitteln selbst die härtesten Edelsteine wie Smaragd und Diamant zu bezwingen versteht.

Die ganze Welt liefert nunmehr die aller verschiedensten Edel- und Halbedelsteine zur Verarbeitung nach Idar, das entschieden auf dem Gebiete des Edelsteinhandels die Führung übernommen hat.

Brasilien, Kolumbien, Südafrika, Persien, Indien, Ceylon, Australien, Neuseeland und andere Länd. sind die Lieferanten der Rohstoffe, die oft von Marern und Obersteinern an Ort und Stelle aufgekauft werden.

Und ebenso weltumfassend ist auch das Absatzgebiet geworden. Der größte Teil der Erzeugung geht wieder ins Ausland und teilweise bis in die innersten Gegenden der fremden Kontinente. Was der Reisende in jenen Gegenden als Erzeugnis der Eingeborenen angeboten erhält, hat oft in den Schleifen des Idarbachtals Form und Gestalt erhalten.

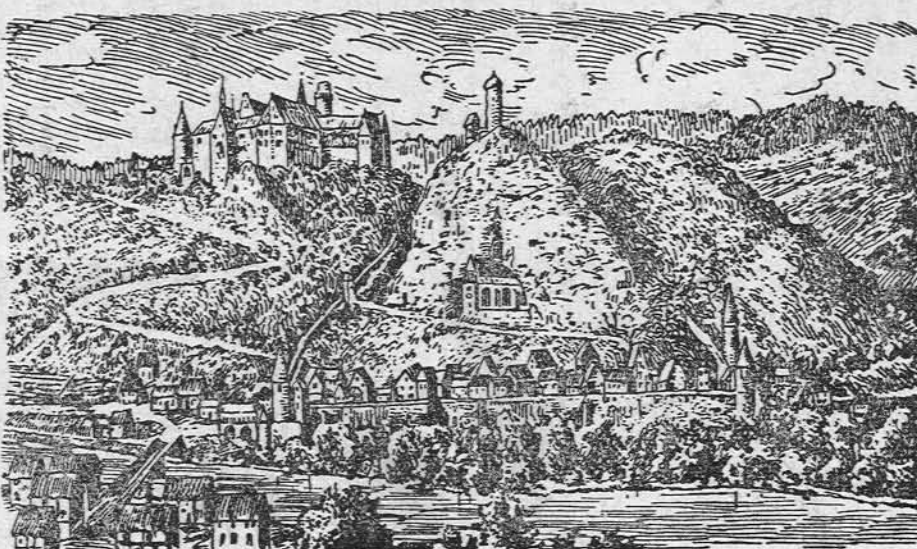
Und wenn ich zum Schluß mit einigen wenigen Zahlen die Bedeutung der Oberstein-Idarar Schleiferei-Industrie für das gesamte deutsche Edelstein-Gewerbe kennzeichnen darf, so wird es genügen, darauf hinzuweisen, daß im Jahre 1907 von den 713 deutschen Haupt- und Nebenbetrieben der Edelsteinschleiferei mit insgesamt 2952 gewerbstätigen Personen auf den Landesteil Birkenfeld und die angrenzenden preussischen Kreise 647 Betriebe mit 2166 Gewerbstätigen entfielen.

Die Sage von der Felsenkirche in Oberstein

Vor vielen hundert Jahren stand oben auf dem Berg, in den die Felsenkirche gebaut ist, eine Burg. Dort wohnten zwei Brüder, Wyrich und Emich. Wyrich, der ältere der beiden Brüder, war ein finsterner, jähzorniger Mann; Emich aber war jung und schön und zu allen lustigen Dingen aufgelegt. Bei allen Leuten war Emich beliebt, denn er war freundlich zu jedermann, während sich Wyrich mit niemand vertragen konnte. Scheu gingen die Knechte aus dem Weg, wenn der finstere Mann ihnen begegnete.

Eines Morgens stand Emich im größten Zimmer der Burg am Fenster hoch über dem Tal, das von der Morgenjonne überflutet war. In sein Bein schmiegte sich die schön gekleidete Burghäke, sein Lieblings-tier, und schnurrte behaglich. Sehnsüchtig schweifte sein Auge hin-

Oberstein, nach einem alten Stich



über zur Winterhauch, in der Richtung, wo hinter dem Wald die Lichtenburg lag. Dort stand das schöne Schloßfräulein, Berta von Lichtenburg, wohl auch jetzt am Fenster und spähte nach ihm aus. Oft war Emich diesen Sommer schon zur Lichtenburg geritten. Er liebte Berta, und wollte sie bald als seine Frau heimführen. Die Eltern Bertas waren auch mit der Heirat einverstanden, nur sein Bruder Wyrich wollte es nicht zugeben. Die Leute erzählten, er selbst wollte das schöne Fräulein von Lichtenburg heiraten.

Plötzlich wurde die Türe heftig aufgestoßen, und Wyrich trat ins Zimmer. Noch finsterner wie gewöhnlich war sein Aussehen. Laut fuhr er seinen Bruder an: „Was stehst du hier und träumst am hellen Morgen? Du würdest besser nach den Knechten sehen, damit sie ihre Arbeit sorgfältig tun.“ — „Warum bist du so wütend,“ fiel ihm Emich in die Rede, „sieh, wie schön die Welt draußen ist. Die Sonne lacht vom Himmel, die Vögel singen, alles ist voller Freude und Lust. Das ist so recht ein Tag, um froh zu sein und fröhlich zu machen. Laß mich hinüberreiten zur Lichtenburg, du weißt, daß ich das Fräulein lieb habe und zu meiner Frau machen will.“ Bei diesen Worten wurde Wyrich bleich vor Zorn. „Niemals werde ich dir das erlauben, ich selbst will Berta zur Frau nehmen.“ Da

lachte Emich laut auf: „Sie wird dich finstern Mann nimmer heiraten, sie fürchtet sich ja vor dir!“

Wyrich faßte der Jähzorn, als er seinen Bruder so reden hörte.

Furchtbar wurde sein Gesichtsausdruck. Er packte Emich und stürzte ihn in seiner Wut zum Fenster hinaus in die Tiefe, wo er auf einem Felsvorsprung unter der Burg zerschmettert liegen blieb.

Laut weinten und klagten die Bewohner der Burg um den Tod des geliebten Emich. Der Mörder aber war nirgends mehr zu finden; heimlich hatte er die Burg verlassen und war in die Fremde gezogen. Jahrelang wanderte er umher, ohne Ruhe zu finden; immer stand das Bild seines gemordeten Bruders vor seinen Augen. Das scheuchte ihn von Ort zu Ort. So kloppte er eines

Abends an die Pforte des Klosters Disibodenberg und bat um Unterkunft für die Nacht. Dem Abt des Klosters beichtete er seine Tat und erzählte ihm von seiner Reue und seinem ruhelosen Wandern. Da gebot ihm der Abt: „Bau zur Sühne an die Stelle, wo dein Bruder zerschmettert lag, eine Kirche, und du wirst erlöst werden.“ Am nächsten Morgen machte er sich auf die Heimreise. Unermüdlich wanderte er, bis er seine Burg wieder erreicht hatte.

Ungeahnt machte er sich an sein Werk. An der Stelle, wo Emichs Leiche gefunden worden war, brach er die Steine aus dem Felsen, bis genug Raum für ein Kirchlein vorhanden war. Dann kamen die Bauleute, und es wurde sofort mit dem Bau begonnen. Tag und Nacht war Wyrich bei der Arbeit, bis endlich das Kirchlein vollendet war. Am nächsten Sonntag kam der Abt von Disibodenberg, derselbe, der Wyrich den Bau geraten hatte, und weihte das Kirchlein im Felsen ein. Als er das Schlußgebet sprach, sank Wyrich in der Kirche tot zu Boden; er hatte endlich Ruhe und Erlösung von seiner Tat gefunden. An der Seite seines Bruders Emich wurde er in der Kirche begraben.

(Aus „Heimatkundliches Lesebuch für die Volksschulen des Landesteils Birkenfeld“. Herausgegeben vom Birkenfelder Landes-Lehrerverein.)

Der Schinderhannes und die arme Bauernfrau

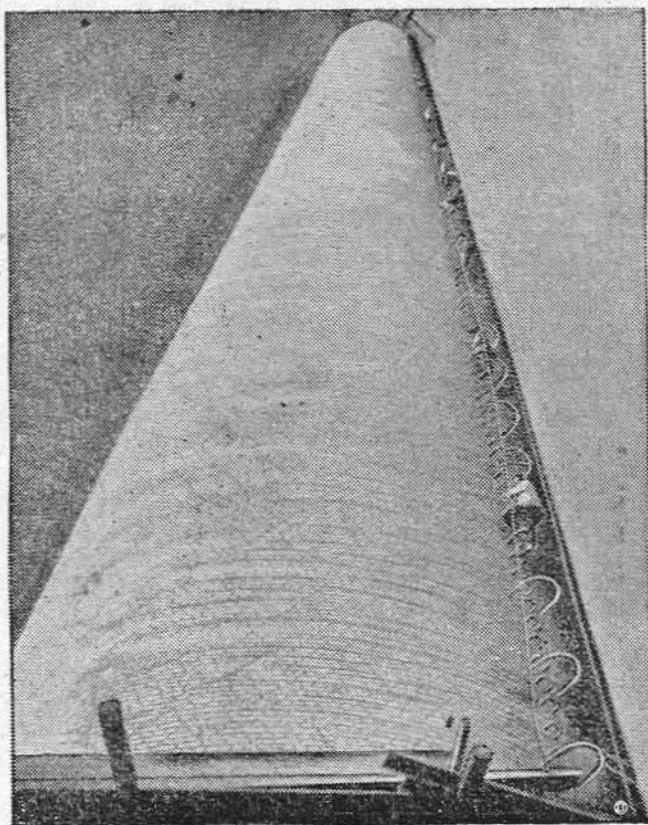
Eines Tages, als Schinderhannes einen Jahrmarkt besuchen wollte, begegnete ihm eine alte Bauernfrau, von der er erfuhr, daß sie eine Kuh kaufen wollte. Weinend erzählte das arme Weib, ihr Vieh sei gefallen und sie müsse trachten, billig einzukaufen, da sie nur 10 Kronentaler hätte. Schinderhannes gab der Frau noch 10 Kronentaler, damit sie sich die beste Kuh auf dem ganzen Markte aussuchen könnte. Er stellte nur die Bedingung, daß

sie sich von dem Viehhändler eine Quittung ausstellen lassen und ihm bringen müsse. Dies geschah auch. Schinderhannes lauerte nun abends dem Viehhändler auf, zeigte ihm die Quittung und bat sich höflichst gegen Rückgabe derselben 20 Kronentaler aus. Der Viehhändler weigerte sich nicht im geringsten, löste die Quittung gleich ein und war froh, besser davon zu kommen.



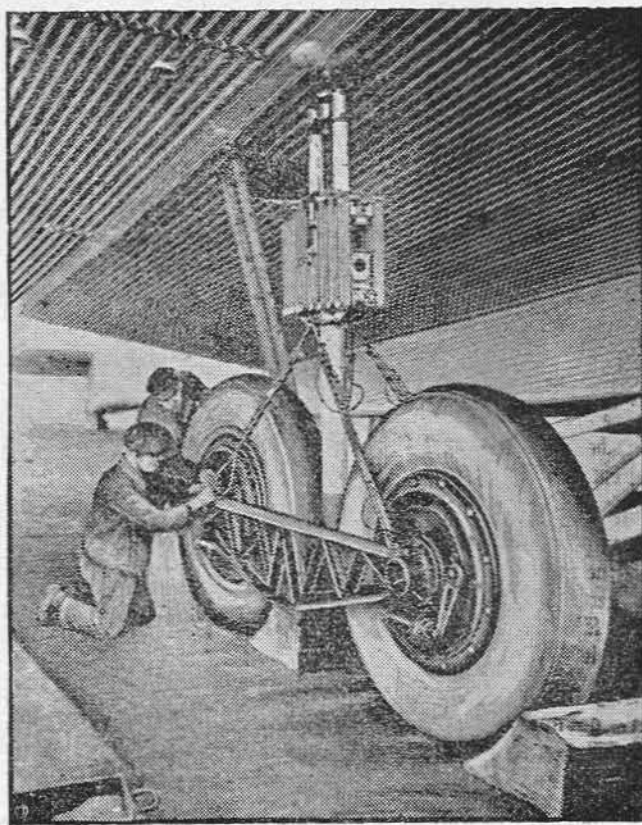
Bei den rußlanddeutschen Flüchtlingen in Kiel.

In Kiel sind, wie gemeldet, etwa 300 rußlanddeutsche Kolonisten eingetroffen, die auf den Weitertransport nach Hamburg warten, von wo aus sie die Reise nach Kanada antreten wollen. Die Kolonisten gehören zu den Tausenden, die in und vor Moskau seit Monaten kampiert hatten, wohin sie aus den verschiedensten Teilen der Sowjet-Union hingekommen waren. Sie wandern aus, weil sie jede Existenzmöglichkeit in Rußland verloren haben. Nachdem sie die hohen Steuern nicht aufzubringen vermocht hatten, war ihnen von der Sowjetregierung ihr Vieh und schließlich auch ihr Land weggenommen worden. Erst auf Eingreifen der deutschen Botschaft wurde ihnen die Ausreise aus der Sowjetunion genehmigt, allerdings nachdem ihnen dafür ihre letzten Vorräte weggenommen worden waren. Der erste Trupp dieser Heimatlosen ist völlig mittellos in Kiel eingetroffen. Unser Bild zeigt eine Gruppe der Flüchtlinge.



Leipzig hat den höchsten Schornstein der Welt.

Die Städtischen Gaswerke in Leipzig haben mitten in der Stadt am alten Gaswerk einen Schornstein errichten lassen, dessen Höhe vom Erdboden bis zur Zinne gemessen, 156 Meter beträgt, und der damit der höchste Schornstein der Welt ist. Er ist bereits im Rohbau vollendet. Unser Bild zeigt den Schornstein mit einer gerade aufsteigenden Arbeiterkolonne, bei der Höhe des Bauwerks eine nicht wenig gefährvolle Kletterpartie, die täglich für die Stadt ein ganz ungewöhnliches Schauspiel bildete.



Die Riesenausmaße des „G 38“.

Wie kaum ein anderes, vermittelt unser Bild einen tiefen Eindruck von den riesigen Abmessungen des neuen Junkersflugzeuges „G 38“, das jetzt in Dessau den Pressevertretern vorgeführt wurde. Man erkennt das Zwillingradgestell, das die Größe von Lokomotivenrädern hat und mit einer Preßluftbremse ausgerüstet ist, die ein sicheres und rasches Landen ermöglicht. Wie Augenzeugen des ersten Probefluges berichten, ist gerade die Landung des Flugzeuges mit noch nicht gesehener Eleganz bewerkstelligt worden.